uns eine ganze Welt benebelt. Man muß schon ein Mode- und nicht ein Kriegsberichterstatter sein, um das Thema vom Berliner Hausvogteiplatz, insonderheit vom „Gelbstern" wohl ausschöpfen zu können. Denn auch der „Gelbstern" ist eine Urberliner Spezialität. Und es ist gewiß bezeichnend, daß die französische Bezeichnung für ihn „le Mannequin" glatt aus dem Deutschen übernommen wurde. Denn „Mannequin" ist nichts anderes, als die Ableitung aus dem flämischen „Meemelen", dem „Maemuchenmacher" des mittelalterlichen Marionettenspiels, dessen Abkömmling, der „Gelbstern", die Aufgabe hat, in großer Kleidergeschäften den Kundinnen die neuesten Schöpfungen der Mode auf dem eigenen schöngewachsenen Leibe vorzuführen. — Je besser so ein Gelbstern gewachsen ist, um so höher wird er bezahlt, und je nach den Abweichungen in der Figur hat der Gelbstern seine besondere Nummer, die für ganzende Kundin zugleich die Bedeutung hat, daß sie bei gleicher Nummer auch jedes gleiche Kleid mit geringfügigen Änderungen tragen darf. Die Bezeichnung „Gelbstern" hat ihren Ursprung in dem Stern aus gelbem Seidenfaden, der am Ärmel des Probekleides zur Kennzeichnung der Maße angebracht ist. —

Als der Krieg ausbrach, schien die Existenz des Gelbstern stark gefährdet. Die großen Einkäufer aus England und Amerika blieben fort, und die deutsche Frau hatte im allgemeinen Wichtigeres zu tun, als Modeblätter zu studieren und sich den Kopf über Kleiderfragen zu zerbrechen. Aber es kam die neue Oberschicht auf, die durch Kriegslieferungen usw. wohlhabend geworden, den Kundenkreis ersetzte, der den großen Kleidergeschäften blieb und da durch die Wohlstätte des Krieges verloren gegangen war. So hat denn der Gelbstern vom Hausvogteiplatz trotz des Krieges goldene Tage und da wir trotz allen Geschreis unserer Gegner noch lange nicht auf die weibliche Dienstpflicht zurückgreifen müssen, so feiert er nicht nur in der Heimat, sondern auch im bekreundeten Ausland Triumphe.

Gerade in diesen Tagen hat der Gelbstern seinen Weg auch nach der Türkei angetreten, und zwar im scharfen Wettbewerb mit der österreichischen Konkurrenz, die den türkischen Markt ebenfalls für sich erobern möchte. Nur daß die Deutschen diesmal schneller waren. Die türkische Gammenmode war bekanntlich bis zum Ausbruch des Krieges fast völlig von französischen Mark abhängig. Die großen Pariser Modehäuser unterhielten hier eigene Vertretungen und besaßen sogar — wie der Louvre, Laffayette, Brunnemps — eigene Verkaufsläden, in denen die vornehme Türkin im Laufe der Jahre Millionen umgesetzt hat. Den besonderen Anforderungen der Türkin paßten sich diese — beim Ausbruch des Krieges sofort geschlossenen Geschäfte — in sehr entgegenkommender Weise an.

Die Türkin probiert nicht gern an, wünscht aber, ganz in französischen Modeanschauungen aufgewachsen, und durch zum Teil sehr scharfe, französische Lektüre in alle Raffinements eingeweiht, auch die letzten Geheimnisse der Kunst, dem Manne zu gefallen, anzuwenden. So trägt sie denn unter dem unscheinbaren „Tschurschak" ohne den sie nie das Haus verläßt, die neuesten Erzeugnisse der ersten französischen Kleiderkünstler und steht auch in Bezug auf Unterwäsche, Strümpfe usw. Ansprüche, von denen die auf der Straße so harmlos, schüchtern und linkisch auftretende „Hanum" äußerlich niemand etwas ahnen läßt. —

Man kann sich denken, wie schwer unter diesen Umständen die Einführung der deutschen Frauenmode, auch der eleganteren, ihren Schöpfern sein muß. Allein der Berliner Gelbstern gilt in seiner Heimat durchaus nicht als unpatriotisch, wenn es sich, Eroberungen zu machen. Und wie höhere sein Abragen größer sein, wenn es sich sogar um Eroberungen wirtschaftlicher oder politischer Art handelt.

So sieht man denn seit einigen Tagen in der türkischen Reichshauptstadt, und zwar in ihrem vornehmsten Hotel, dem Pera Palace, inmitten der Nachmittags-Teegesellschaften der oberen Tausendhundert der Millionenstadt große, schöngewachsene, echte Berliner Gelbsterne einherwandeln, die den Hanumen-Gesellinnen, Levantinerinnen und den anderen Orientalinnen die neuesten Schöpfungen des bekannten Berliner Modehauses Hermann Gerson vorführen. Und in den verschwiegenen Anfiedelzimmern der Damen aber sich den ganzen Vormittag über die jüngsten Verkäuferinnen des Kaiserlichen Harems, die Frauen der großen türkischen Paschas und der anderen Damen der türkischen Aristokratie ein Stelldichein, um die Gebäude aus Samt und Seide, aus Pelzwerk und schönen Tüchern zu mustern, zu kaufen und mit runden, türkischen Goldstücken zu bezahlen. Sie kommen meist in Begleitung ihrer meist französisch gebildeten Haupt- und Gesellschaftsdamen, mit englischen Kurses oder ihren deutschen Freundinnen.

Was sie im einzelnen dabei für Wünsche und Begehren äußern, darüber schweigt sich der Gelbstern, der doch sonst durchaus nicht auf den Mund gefallen ist, leider in allen Sprachen, auch in der ihm noch völlig fremden, türkischen aus, und wehe dem vorwitzigen Sterblichen, der etwa einen Blick hinter die Kulissen werfen wollte! Er mag sich den Fall eines unserer prachtvollen, bieslgen Fliegerleutnants vor Augen halten, der nach dem glücklichen Abschuß einiger englischer und französischer Flugzeuge drunten auf Gallipoli auch so kühn war, eine hübsche „Hanum" in einem Konstantinopeler Ausflugsorte letztdin freundlich zu grüßen. Trotzdem weiter nichts geschah und der Schönen der harmlose Gruß gewiß nur angenehm gewesen sein wird, war die Sache am nächsten Tage bereits eine hochpolitische, militärische Angelegenheit geworden, und man beklagt auf der Abberufung des verdienten Offiziers, der darüber trotz seiner Flugkunst völlig aus den Wolken gefallen war.

So muß sich denn auch der Kriegsberichterstatter lediglich auf die Feststellung der Tatsache beschränken, daß der Gelbstern im Harem Furore gemacht hat, und daß die Aufträge der Berliner Firma bereits in die Tausende gehen. Hoffen wir, daß auch auf anderen und wichtigeren Gebieten deutsche Arbeit und deutscher Fleiß freundliche Anerkennung und den verdienten Lohn finden möge.

Der Rattenpelz der Pariserinnen.

Auch der größte Stolz der Pariser, ihre führende Stellung in allen Angelegenheiten der Mode, scheint durch den Krieg einigermaßen in Verwirrung gebracht zu sein. Die Modenachrichten, die während der letzten Monate zu uns drangen, sind so wenig verführerisch, daß wir selbst ohne Patriotismus und Grenzsperre wohl auf die Einfuhr der neuesten Pariser Modeerzeugnisse verzichten würden. Fast unglaublich aber klingt was der „Gaulois" über den letzten Pariser Modevorschlag zu berichten weiß. „Man ist," so schreibt das Pariser Blatt, „im Begriff, ein neues Weltwerk auf den Modemarkt zu bringen. Und wißt Ihr, von welchem edlen Tier dieser moderne französische Pelz stammt? Von der — Ratte! — Die allgemeine Teuerung des Pelzwerkes in Frankreich einerseits und die Rattenplage in den französischen Schützengräben andererseits haben diesen seltsamen Modewurf veranlaßt: Die „Boltus", die in ihren Gräben die Ratte zu Hunderten und Tausenden erschießen müssen, verreiben sich die Zeit, indem sie die Felle abziehen und gerben. Diese Felle nun, sollen zugunsten der Soldaten verkauft und in den Modewerkstätten verarbeitet werden. Gewiß wäre hübscher und patriotischer für eine junge „Pariser Dame", meint der „Gaulois", als einen Muff oder Mantel zu tragen, der aus den Fellen von Ratten hergestellt ist, die an der französischen Front hausten!" — Dies also ist die neueste Kriegsmodeschöpfung: die Pariserin im Rattenpelz ....

Das Frauenwahlrecht in Amerika.

Der Kampf um das Frauenstimmrecht wird in der Union zurzeit überaus lebhaft geführt, und wenn es auch keine Suffragetten im englischen Stile gibt, so äußert sich doch die Bewegung keineswegs in ruhigen Teichen nicht minder lebhaft als vor Kriegsausbruch in England. Teilweise mit gutem Erfolge, wie „Munsen's Monthly" zu berichten weiß. 22 Staaten der Union haben ihren Bürgerinnen bereits das Recht eingeräumt, in Schulangelegenheiten mitzureden, zahlreiche Distrikte haben sich bereit gefunden, den Frauen in Steuerangelegenheiten die Mitarbeit zu gestatten. Wie von unparteiischer Seite versichert wird, sind die Frauen, die bei den Wahlen ihrer Mitbürgerinnen entgegenkommen sind, nicht schlecht gefahren, und wenn auch die Behauptung, daß in den betreffenden Staaten keine zwölf Männer gegen die den Frauen eingeräumten Rechte Verwahrung eingelegt haben, hier und da einem gewissen Lächeln begegnen mag, so ist es doch Tatsache, daß sich in Wyoming, wo die Frauen bereits seit sinnfälig werden politisch mit dem Manne gleichberechtigt sind, bisher noch keine Uebelstände herausgestellt haben. Als besonderer Vorzug weiblicher Mitarbeit wird gerühmt, daß mit ihrer Hilfe alle geschäftlichen Arbeiten weit schneller erledigt werden als dort, wo nur Männer in dieser Richtung tätig sind; so haben die Frauen z. B. im Staate Massachusetts 50 Jahre dazu gebraucht, um ebenso viel elektrische Gewalt zu erhalten, wie der Mann, während in Colorado und Kalifornien, wo Frauen in der Staatsvertretung sitzen, die gleichen Rechte in einem Jahre erlangt werden. Ueberhaupt ist es interessant, daß sich der Einfluß der Frau besonders in der Neuregelung privatrechtlicher Fragen verspüren läßt; in den 25 Staaten, wo nur die Männer wählen, liegt die Gesetzgebung in den Händen des Mannes, während von den Staaten mit gemischtem Wahlrecht neun eine Teilung der elektrischen Gewalt zwischen Mann und Frau eingeführt haben. Ausnahmslos betätigen sich die Frau vor allem in der Reform sozialer Gesetze, und dort, wo sie etwas zu sagen hat, sollen die Verhältnisse über Kinderarbeit, über Heim- und Fabrikarbeit wesentlich besser sein, als dort, wo man sie von der politischen Mitarbeit ausschließt.

Der Schrei nach Landarbeiterinnen in England.

Außer den männlichen Rekruten für das Heer werden die Engländer jetzt auch noch weibliche Rekruten für die Arbeit auf dem Lande. Ein allgemeiner Schrei nach Landarbeiterinnen hat sich erhoben, und ein Komitee ist gebildet worden, um Frauen für diese so überaus wichtige Arbeit zu gewinnen und sie in den notwendigen Verrichtungen auszubilden. In der „Times" sucht Lady Wolseley, eine Dame der höchsten Aristokratie, weite Kreise der britischen Frauenwelt für diese Idee zu interessieren und spricht edenso von der dringenden Notwendigkeit, die besteht, damit das Land nicht brach liege, auch von den mannigfachen Vorzügen und Vorteilen, die der Landarbeiterin harren. Gesundheit, gutes Leben und — als das Höchste — einen Mann verspricht sie denen, die auf das Dorf gehen und dort zu Bäuerinnen werden wollen. 400 000 weibliche Landarbeiter sind die geringste Zahl, die sogleich nötig ist, um wenigstens die leichteren landwirtschaftlichen Arbeiten auszuführen, wie das Melken der Kühe, das Hüten der Herden usw. Um den Werbefeldzug für diese Arbeiterinnen durchzuführen, erhält das Kriegskomitee jeder Grafschaft einen Stab von Frauen zugeteilt, die von Haus zu Haus gehen sollen, um die jungen Frauen und Mädchen dazu zu überreden, für das Vaterland diese Arbeit auf sich zu nehmen. Die Landarbeit ist nicht nur gesund und wird gut bezahlt, sondern sie hat auch ideelle Vorteile. Nach dem Kriege, meint Lady Wolseley, wird überall eine einfachere Form des Lebens zur Geltung kommen, und viel Männer, besonders leichtverwundete und nicht mehr ganz arbeitsfähige Offiziere, werden aufs Land ziehen, um hier ihren Unterhalt zu finden. Auf dem Lande aber ist eine Frau, die in allen erforderlichen Arbeiten tüchtig und erfahren ist, dem Manne unbedingt notwendig, und deshalb werden die Frauen, die schon jetzt im Kriege sich an Landarbeit gewöhnen, später von den Invaliden, die sich auf dem Lande ansiedeln, als Gattinnen sehr begehrt sein. Es bietet abwarten, ob die britische Frauenwelt den Lockungen folgen wird.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 11:
„Lindwurm — Landsturm".

Richtige Lösungen gingen ein insgesamt 277, nämlich 212 aus Halle und 65 von auswärts. Bei der großen Zahl von eingegangenen Lösungen ist es nicht möglich, die Namen sämtlicher Einsender anzuführen.

Die Prämie: Die Völker der Erde (Asien) von G. Ritter, eleg. geb.,
entfiel auf M. Geidies, Halle, Anhalterstr. 12.

Ergänzungsrätsel.

A—, T—m, —st, A—st, —nd, A—e.

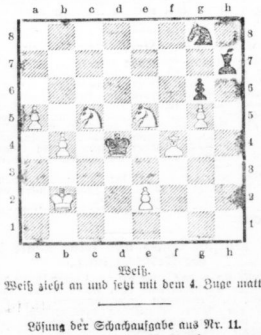
Statt der Striche ist jedesmal die gleiche Anzahl Buchstaben zu ergänzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen. Die eingefügten Buchstabengruppen bezeichnen im Zusammenhang ein kriegerisches Ereignis.

Prämie: Königs Großes Wörterbuch der deutschen Sprache, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von Dr. H. v. Gottschall.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 11.

Dreizüger von St. Trcala.

1. T72—f3 1. e7—e5
2. Df4 n. e4+ 2. Kd5 n. e4
3. Ld7—c6 matt.

Auf 1. . . . c5—c4 folgt 2. Df4 n. f6 usw.; auf 1. . . . f6—f5 2. Df4—e5+ usw.; auf 1. . . . Sb1—c3 (Sd2) 2. Df4 n. d2+ usw.; auf 1. . . . beliebig 2. T73—d3+ usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliesser, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 12 | **Halle, Sonntag, den 19. März** | **1916**

Wirst du dir ein hübsch' Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das wenigste muß dich verdrießen,
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen.

Goethe.

Die Töchter des polnischen Streckenwärters.

Von Franz Otto Grün. (Schluß.)

Monate waren hingegangen; es war in der Karnevalszeit. Im Opernhaus der polnischen Hauptstadt sollte an diesem Abend großer Maskenball stattfinden. Von den Telephondrähten, die sich in Strähnen über den Theaterplatz hinzogen, glitzerten die Eiskristalle. Ueber den hartgefrorenen Schnee huschten flinke Schlitten. Der Frost klirrte, über seidigen Mähnen rasselte stumpfklingendes Schlittengeläute. Auf dem Rand des Bürgersteiges stehend, wartete ich auf den Augenblick, da in dem unablässig vorüberflutenden Gewimmel von Fahrzeugen eine Lücke entstehen würde, durch die man hindurchschlüpfen konnte. Irgendwo schien eine starke Verkehrshemmung eingetreten zu sein; ganz nahe zwängten sich die Gefährte an den Bürgersteig heran. Und nun geschah etwas Unerwartetes, Seltsames. Unmittelbar vor mir glitt ganz nahe ein russischer Troikaschlitten vorüber. In der Schlittenecke saß ein russischer Offizier, und an seiner Seite, in reichem Pelzwerk, eine schöne Frau. Die Frau sah mich seltsam an, wie jemand, der einen unvermutet erkennt. Schon war das Gespann vorüber. . . Wo in aller Welt hatte ich dies Gesicht bereits gesehen? Unter welchen Umständen war ich dieser Frau früher bereits begegnet? Rätselhaft! Ich kam von der Frage nicht mehr los . . .

Der Frühling war wieder ins Land gezogen, und der Mai streute die ersten leuchtenden Blüten über die Gefilde; ich wanderte zur Stadt hinaus. Westwärts, auf der Landstraße dem Eisenbahndamm entlang. Kaum an der Stadtgrenze angelangt, hätte ich am liebsten umkehren mögen, so ungangbar erschien mir die Straße: bis an die Knöchel versank ich in dem klebrigen Straßenschlamm; allenthalben standen Lachen gelblichbraunen Wassers. Aber drüben auf den Wiesen sprießte junges Grün, Vogelstimmen riefen von überall her; sanft und sonnig lau hauchte Frühlingswehen über die Auen, und Sonnenlichter entzündeten sich auf allen Pfützen, in allen Rinnsalen, an allen Hängen. Nur ein paar glitschige Stufen, und ich stand vor dem Häuschen des Streckenwärters. Wie armselig es doch aussah, so dürftig, so klein, so kahl! Ich stand dem Streckenwärter gegenüber. Er war gerade dabei, mit der Spitzhacke an den Schienen Ordnung zu schaffen. Finster und undurchdringlich, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, erschlich ohne Ueberzeugtheit, verrichtete er seine Arbeit. Als er mich erblickte hielt er inne und zog die Mütze. Ich erkundigte mich, wie es in seinem Hause gehe. Er seufzte tief: An einem Winterabend hatte er zwei Leute bei dem Versuche ertappt, die Telegraphendrähte abzuschneiden; er hatte sie gestellt und, wie es seine Pflicht war, angezeigt. Kurze Zeit darauf fand er eines Morgens seinen Hund vergiftet beim Stall, und der Stall war leer. „Das war ihre Rache", sagte er und spie aus. Dann setzte er seine Pfeife wieder in Brand. „Elendes Geschäft!" knurrte er, indem er sich wieder an die Arbeit machte.

Hinter einer Fensterscheibe erschien Aniela's Kopf. Sie erkannte mich, und wenige Augenblicke später saßen wir, eines neben dem anderen, auf der Holzbank an der Außenseite. Seltsame Dinge hatte sie zu berichten. Als wäre ein böser Genius durch das idyllische Anwesen gegangen! Am Allerheiligentag war Franja verschwunden, kein Mensch wußte, wohin. Man hatte nichts mehr von ihr gehört, und der Vater hatte sogar verboten, ihren Namen auszusprechen. Janina ging seit Mitte November nicht mehr in die Ziegelei, sie führte den Haushalt. Am Weihnachtsvorabend hatte man den Distelfinken im Käfig tot gefunden. In der Neujahrsnacht war Pfefernich vergiftet worden, und die Schecke und Hans aus dem Stall gestohlen. Der Bericht schloß mit der Eröffnung, anstelle des Schafes habe sie fett Ostern ein Kätchen, das ihr von einer Bäuerin geschenkt worden sei. . . . Von weitem ließ sich Soldatengesang vernehmen. Die Stimmen kamen rasch näher, ein ganzes Regiment Infanterie zog auf der Straße vorüber. Ungeordnet und ohne Haltung stampften sie durch den Straßenschlamm, der ihnen kläb-klein an den Stiefeln hängen blieb. Einige Offiziere ritten nach vorn, wobei sie vorsichtig den Lachen und Löchern auswichen. Starker Ledergeruch erfüllte die Luft. Als das Regiment vorbeigezogen war, erschien der Streckenwärter, der seine Arbeit anscheinend beendet hatte; wie immer, qualmend und spuckend. Zwischen den Zähnen hervor ließ er von Zeit zu Zeit gar unchristliche Flüche hören. Endlich sagte er, zu mir gewandt: „Na, es gibt eine Gerechtigkeit — im Himmel; hier auf Erden gibts keine". Er spuckte wieder aus, kräftiger als vorher; dann trat er ins Haus. Ein langer Güterzug rollte vorüber. Den Dienst an der Schranke versah diesmal Janina. Sie erschien mir noch größer und hagerer als im vergangenen Jahr, und in ihren Augen lag ein seltsam fiefer und träumerischer Glanz. Ohne ein Wort zu sprechen, schritt sie an uns vorüber. Nun war es wieder ganz still ringsumher.

Als ich den Heimweg antrat, hatte sich starker Wind erhoben. Halbverfaulte Blätter wirbelten empor, taumelten zu Boden, flatterten in den Straßengraben zurück. Ich überdachte, was mir Aniela erzählt hatte: Ein armer Mensch stürmahr, dieser Streckenwärter.

Wieder einmal sank die Sonne; wieder einmal wanderte ich am Eisenbahndamm entlang. Diesmal war es im Hochsommer. Die Straße war mit grobkörnigem Kies frisch beschüttet. Der Stadt zu zog an mir vorüber eine endlos-lange Pilgerkarawane, die vom fernen Wallfahrtsort zurückkam. Vor dem Zuge her trug man ein hohes Holzkruzifix. Hie und da erhob sich über die unregelmäßigen Reihen ein buntes Banner mit dem Bildnis der heiligen Jungfrau. Dumpf stieg aus der Masse auf, langsam, schleppend, klagend: „Erbarme dich unser! . . . Erbarme dich unser!" Und später, als zuckte es rythmisch durch die Masse: „Bitte für uns! . . . Bitte für uns!" Männer, Frauen, Kinder, jedes mit den Rosenkranz in den dürren, gelben Händen, die meisten mit nackten Füßen, entblößten Hauptes, so zogen sie dahin. Gebrechliche jeder Art machten, von Gesunden unterstützt, übermenschliche Anstrengungen, nicht zurückzubleiben. Mein Blick fiel auf einen Pilger, der einer Gruppe voranmarschierte. Seine Kleidung bestand aus einem weißleinenen, über den Hüften gegürteten Faltengewand. In der Hand trug er ein übermäßig langes Holzkreuz. Später erfuhr ich, daß dieser seltsame Mensch ein stadtbekannter Geisteskranker war, der sich einbildete, der Heiland zu sein, und der in seinem merkwürdigen Aufzuge an jeder Wallfahrt teilnahm, die durch das Land gezogen kam.

Von fernher zitterte Angelusgeläute durch den dämmernden Abend. Dazwischen drang es von der enteilenden Prozession heran, schon kaum zu unterscheiden, in verklingenden Stößen: „Erbarme dich unser! . . . Erbarme dich unser!" Immer weiter, immer undeutlicher, schließlich nur noch ein Auf- und Abschwellen undeutbaren Klanges: a—i—u—e, e—i—u—. . . . Und dann das Rauschen der horizontlosen Ebene in die sich unbeschreibbar weit des Sommerabends Schatten schoben.

Ich war heim Wärterhäuschen angelangt. Auf den Steinstufen am Bahndamm spielten drei kleine Kinder. Ueber den Eisenbahndamm herüber trug eine junge Frau einen Eimer Wasser. Als sie meiner ansichtig wurde, setzte sie den Eimer vor der Haustür auf den Boden, betrachtete sich mehrmals und listelte etwas, was ich nicht verstehen konnte. „Das ist doch nicht Janina, dachte ich, und auch nicht Franja; was ist denn da los?" Ohne Umschweife fragte ich nach dem Befinden des Streckenwärters und der Seinen. Die Frau kam näher. „Wie?" rief sie, „Sie wissen nicht?" Und sie begann zu erzählen: Seit drei Wochen war ihr Mann, der Onkel, hier im Dienst. „Der Mathias, nun, der ist doch seit der Zeit im Spital; wer weiß, ob der davonkommt. „Was ist denn geschehen?" rief ich bestürzt. Und ich erfuhr: Beim Nachtdienst hatte er stets einen geladenen Revolver mit sich geführt. Er hatte auf zweifelhafte Leute geschossen, die sich an den Schienen zu schaffen machten. Sie waren ihm aber zuvorgekommen. Am Morgen fand man ihn auf den Schienen fest gebunden, schwer verwundet und bewußtlos. Um ein Haar hätte ihn der Frühzug überfahren; der Zugführer hatte ihn gerade noch rechtzeitig bemerkt und den Zug ein paar Schritte vor ihm zum Stehen gebracht. „Das ist ja fürchterlich", schrie ich voller Entsetzen . . . „Und die Töchter?" brachte ich nach einer kurzen Pause hervor. Die Frau kam ganz nahe heran: „Die Franja! Nun, das auszusprechen, solange es jung ist; und ein paar Jahre später stirbt es im Spital. Das kennen wir." Durch mein Gehirn blitzte eine Vision einer schwerbrämten Frauengestalt an der Seite eines Offiziers in einem Schlitten. . . . .

„Und Janina!" „Im Mai hat die Polizei bei Riegelei durchsucht. Dabei sind viele Papiere und Waffen gefunden worden. Die Polizei hat alle Arbeiter und Arbeiterinnen verhaftet. Alle! Auch Janina. Seitdem hat man nichts mehr von ihr gehört. Vielleicht geht sie mit den anderen nach Sibirien." Die Frau bekreuzigte sich. „O, Jesus, erbarme dich unser!" seufzte sie.

„Und Aniela?" fragte ich. — „Die Kleine? Hm, die ist jetzt in Stellung, seit voriger Woche bei reichen Leuten in der Stadt. Sie hilft in der Küche mit. Sie ist alt genug zum Arbeiten; sie geht schon bald ins elfte Jahr. Ihre kleine Kuhe hat sie uns dagelassen."

Vogelgezwitscher drang an mein Ohr; ich horchte auf. „Es ist nichts", versicherte die Frau, indem sie meinen Blick verfolgte; die haben da

Gedenktage der Woche.

19. März	1908 †	Der Philosoph Eduard Zeller in Stuttgart (* 1814).
	1915	Die zweite deutsche Kriegsanleihe ergibt 9 Milliarden 60 Millionen.
20. März	1814	Sieg der Verbündeten über Napoleon bei Arcis.
	1890	Rücktritt des Fürsten Bismarck.
	1915	Eröffnung des Reichskarrefelds in den Vogesen durch die Deutschen.
21. März	1685 *	Johann Sebastian Bach († 1750).
	1801	Seeschlacht der Engländer über die Franzosen bei Abukir.
	1871	Eröffnung des ersten deutschen Reichstages in Berlin.
22. März	1663 *	August Hermann Francke in Lübeck († 1727).
	1797 *	Kaiser Wilhelm I. († 1888).
	1832 †	Goethe in Weimar (* 1749).
	1915	Przemysl fällt den Russen in die Hände.
23. März	1819	Kotzebue in Mannheim ermordet (* 1761).
	1849	Sieg der Oesterreicher unter Radetzky über die Italiener bei Novara.
24. März	1844 †	Thorwaldsen in Kopenhagen (* 1770).
	1846 *	Feldmarschall Karl von Bülow in Berlin.
25. März	1801 †	Der Dichter Friedrich von Hardenberg (Novalis) in Weißenfels (* 1772).
	1831	Sieg der Oesterreicher über die Italiener bei Mimini.
	1835 *	Der Feldherr Adolf Wagner in Erlangen.
	1860 *	Friedrich Naumann in Störmthal bei Leipzig.
	1914 †	Der französische Dichter Mistral (* 1830).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191603192/fragment/page=0001

oben ihr Nest hingebaut; jetzt zanken sie sich, statt zu schlafen."

Die Landschaft versank allmählich ins Unbewußte. Nachdenklich wanderte ich heimwärts. Ein Zug klapperte vorüber. Schleppender Singsang drang herüber, schwoll an und verhallte. „Tschentschau—Warschau", sagte es in mir mit trockener Sachlichkeit.

Dragomira.

Von Carmen Sylva,
Königin Elisabeth von Rumänien.

Krim-Ghirai, der Führer der Tataren, hielt zu Bakchiserai einen prachtigen Hofstaat. Niemals hatte man einen ähnlichen Luxus an Teppichen, niemals so viele edle Steine gesehen. Die Zäume der Pferde funkelten, die Steigbügel und die Sporen waren aus reinem Gold, die Decken reich besteckt. Wenn Krim-Ghirai mit seinem Gefolge herangenahte, fragte sich die Sonne, ob nicht eine andere Sonne auf Erden wandle.

Im Gefolge Krim-Ghirais war ein junger Rumäne, den er selbst als Kind von einem Kriegszug aus Suchawa mitgebracht hatte. Der junge Rumäne war von schlankem, hohem Wuchs, biegsam wie eine Tanne, und Locken umrahmten seinen schönen Kopf. Aber der Ausdruck seiner Augen war traurig, denn oft fragte er sich, wer er wäre. Niemand konnte ihm Auskunft geben. Krim-Ghirai hatte ihn aus den Armen einer schönen Frau gerissen, die von ihm erholcht wurde, weil sie gesehen hatte. Er wußte nicht, ob diese schöne Frau seine Mutter oder seine Amme war. Er war ein Fremder, ein Findelkind, und dennoch schien er aus vornehmem Geblüt zu sein.

Eines Abends stand er im Palasthof gegen seinen edlen Araber gelehnt, der den Kopf von Zeit zu Zeit nach ihm umwandte und zum Zeichen guter Freundschaft die Schweife an der Schulter seines jungen Herrn rieb. Dieser hatte einen langen Ritt gemacht und erwartete jetzt, zu Krim-Ghirai gerufen zu werden, um Bericht zu erstatten. Er blickte träumerisch auf den Springbrunnen, der im Mondschein plätscherte. Eine Hälfte des Palastes war in Schatten gehüllt, die andere hingegen ganz hell vom Mond beleuchtet.

Der Blick des jungen Mannes irrte gleichgültig über die Flucht der länglichen vergitterten Fenster, hinter denen Krim-Ghirais Harem lag. Man erzählte sich Geschichten von versteckten Huris und Gefangenen, deren Zahl täglich wuchs.

Plötzlich bewegt sich das Gitter, öffnet sich halb, von Mondschein beleuchtet, und im rötlichen Schimmer einer Lampe erscheint ohne Schleier das schönste Mädchengesicht, das er je gesehen hatte. Er bepann am ganzen Körper zu zittern, daß sein Araber den Kopf und die Nüstern vorstreckte, als ob er eine Gefahr witterte, die seinen jungen Herrn bedrohte.

Die jungen Leute sahen einander an, als wenn ihre Blicke zusammengeschmiedet wären. Dann hatten Schritte auf den Stufen, das Gitter schloß sich wieder, und der junge Mann wurde zum Khan gerufen.

Am nächsten Abend fand er sich wieder am Springbrunnen ein, und abermals zeigte sich die Erscheinung am Fenster. Am dritten Abend beugte sie sich hinaus und flüsterte:

„Wenn du ein Christ bist, rette mich! Ich heiße Dragomira!"

„Ich werde dich retten, so wahr ich ein Christ bin und Parvu heiße."

Sie schloß schnell das Fenster.

Am Tage darauf rückte Krim-Ghirai mit seinem ganzen prächtigen Gefolge auf einen neuen Kriegszug aus. Er selbst mit einem Halbmond aus Diamanten auf der Pelzmütze schwang sich auf sein Araber und ließ ihn sich aufbäumen; denn er wußte, daß hinter den vergitterten Fenstern die Augen aller Frauen und aller Sklavinnen auf ihn gerichtet waren, aber vor allen Dingen die Augen der schönsten Sklavin: Dragomira.

Der Ruf ihrer Schönheit war weit verbreitet, und mehr als einer seiner Feinde dachte daran, ihm seine kostbare Beute zu entreißen. Ihr war mit den furchtbarsten Strafen gedroht worden, wenn sie sich ohne Schleier sehen ließe: ihre Fußsohlen würden Stockstreiche erhalten, und der finstere Kerker ihre Schönheit begraben.

Ihre großen Augen blickten durch das Gitter, aber nicht nach Krim-Ghirai, den sie fürchtete. Nach Parvu blickte sie, der an seiner Seite ritt, und dessen Bild sie schon lange im Herzen trug.

Der Kriegszug dauerte kaum drei Wochen, und reich mit Beute beladen kehrten die Tataren heim. — Parvu hatte Wunder an Tapferkeit geleistet und Ghirai dadurch das Leben gerettet, daß er den Schlag eines Ataganen aufgefangen und dem Feind den Kopf gespalten hatte.

Der Häuptling versammelte im Hof seine Getreuen um sich und belohnte jeden fürstlich.

Endlich wandte er sich zu Parvu:

„Und du, mein Sohn, hast große Dinge vollbracht, es gibt keine Belohnung, die mir für dich zu hoch wäre. Aber vielleicht hast du einen Wunsch, den ich dir erfüllen kann. Sprich! Was du auch fordert, wirst du erhalten, ich gebe dir mein fürstliches Wort."

Und Parvu antwortet mit erhobener Stimme: „Wenn es Euer Gnaden gefällt, einen meiner Wünsche zu erfüllen, bitte ich Euch, mir Eure Sklavin Dragomira zum Weibe zu geben."

Frühlingsahnen.

Ein leises Ahnen geht durch die Natur,
Anofsendes Leben pulsiert durch die Erde.
Blüten und Blumen sprießen hervor,
Es schmückt sich die jungfräulich-bräutliche Flur:
Frühling wird's? Glaubt sprach sein zeugendes „Werde".
Frühling wird's? — Spürst du den Lenzhauch nicht?
Atmst nicht den Frühling der Völker im Streite?
Fühlst du nicht nahen das Gottesgericht?
Die Feinde fallen, und Deutschland siegt? —
Bald jetzt du Germania im Friedenskleide;
Siehst Deutschlands Helden im Glorienschein,
Geschmückt mit Siegeslorbeerkränzen,
Über die Weichsel und über den Rhein
Ziehen ins jauchzende Vaterland ein. —
Mit-Deutschland siehst du im Frühlingsschmuck glänzen.

A. A., Bennstedt.

Todesstille im Umkreis.
Jeder Blick war angewollt auf Ghirai gehefftet, der plötzlich flammendrot geworden war.

Mit den Zähnen knirschend kante er an seinem Schnurrbart.

„Kennst du sie denn?" fragte er endlich.

„Wer kennt Dragomira nicht? Aber ich erbitte sie nicht zum Weibe, weil sie schön ist, sondern weil sie Christin ist."

Ghirai schwieg von neuem. Endlich sahen er einen großen Sieg über sich errungen zu haben.

„Nun, ich halte mein Wort, und noch heute soll die Hochzeit sein."

Dragomira hatte jedes Wort gehört. Mit fliegendem Atem, wie in einem Taumel, hatte sie gelauscht. Dann sank sie auf die Knie und dankte Gott, der sie von einem elenden Dasein erlöst hatte und einem großmütigen Christen zum Weibe gab. Sie war, zum Neid der anderen Frauen, aus ihrem verhaßten Gefängnis befreit und sollte die einzige und geehrte Frau eines Mannes werden, den sie liebte. Es wurde schleunigst ein Priester herbeigerufen, und wunderbar geschmückt trat die Braut dem strahlenden Helden entgegen, der vor ihr in die Knie sinken wollte wie vor einer Erscheinung aus einer anderen Welt. Als die religiöse Feier beendet war, begab sich das junge Paar in das Brautgemach, das mit persischen und indischen Schals geschmückt war. Ein prächtiges Ruhebett wartete ihrer dort, eine Lampe hing von der Decke und verbreitete magisches rotes Licht in dem mit Düften erfüllten Zimmer, zu dem kein Geräusch drang. Die Türen waren kaum geschlossen, als sich Dragomira ihrem Gatten zu Füßen warf, seine Knie umklammerte und sagte: „Ich werde dich wie einen Heiligen anbeten. Ich werde dir wie meinem Herrn dienen. Denn du hast mich von der Schande, von der Verbindung mit einem Heiden gerettet. Jeder Atemzug von mir wird dir gehören!"

Er zog sie an seine pochende Brust. Trunken vor Freude, die schönste Frau unter dem Himmel sein eigen nennen zu können, wiederholte er immer und immer: „Du bist mir teurer als mein Leben." Als sie ruhiger waren, begannen sie sich ihre Leiden zu erzählen. Ferne Erinnerungen stiegen wieder auf.

„Aus welchem Ort bist du entführt worden?" fragte Dragomira. „Aus Suchawa." „Ich auch! und ich erinnere mich noch des Namens meiner Amme, sie hieß Tomaja." „Auch meine Amme hieß Tomaja!" rief Parvu. „Ich hatte noch kleine Brüder: einer hieß Bogdan, und ein anderer hatte im Nacken ein kleines Schönheitsmal." In diesem Augenblick sprang Parvu auf, lehnte sich gegen die Wand und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Weißt dasselbe?" rief Dragomira angstvoll. Da kniete er vor ihr nieder, zeigte ihr seinen Hals und fragte sie: „Wer es wie dieses?" Mit einem verzweifelten Schrei taumelte Dragomira zurück: „Aber . . . du bist es nicht?" „Ja, bin Bruder!" sagte Parvu und begann bitterlich zu weinen.

Sie versuchten lange, sich zu überzeugen, daß sie nicht Bruder und Schwester waren, aber vergebens, es war zu gewiß. Sie waren von verschiedenen Räubern entführt worden, und durch die Trennung hatten sie nie mehr von einander gehört. Diese ganze Nacht füllte die traurige Abschiedsszene aus. Als der Tag anbrach, ließen sie sich bei Krim-Ghirai melden. Starr vor Staunen empfing er das junge Paar, das traurig und gebeugt vor ihm stand. Sobald sie ihre verhängnisvolle Geschichte erzählt hatten, rief er: „Dann müßt ihr sterben." „Das ist unser Wunsch, denn das Leben ist uns eine Last." „Aber ihr seid Christen, Christen müssen euch richten." Eine Synode von Priestern wurde gebildet, die entschied, daß ihre Unwissenheit den Tod nicht verdiente, sondern, daß sie ihr Verbrechen dadurch sühnen sollten, daß sie jeder ein Kloster bauten. Sie kehrten in ihre Heimat zurück und errichteten zwei Klöster in der Nähe von Suchawa. Parvu nannte das von ihm errichtete: Dragomira. Sie lebten dort hochgeehrt, er als Abt, sie als Oberin, und auf dem Totenbett wollte sie das Abendmahl und die letzte Oelung nur von seiner Hand empfangen.

Er küßte ihre bleiche Stirn, und sein langer, weißer Bart zitterte. Kaum ein Jahr überlebte er sie und sie fanden sich dort wieder, wo kein menschliches Gesetz sie trennen konnte.

Schwertadel.

Von M. von Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Kriege pflegen in monarchischen Ländern einen neuen Schwertadel zu schaffen. Und so ist jüngst ein Erlaß des Kaisers von Oesterreich erschienen, nach dem bisher bürgerliche Offiziere, die vor dem Feinde gedient, an Gefechten teilgenommen, ein stetes Wohlverhalten bekundet haben und eine dreißigjährige Dienstzeit nachweisen können, ohne Kosten den österreichischen oder ungarischen Adel erhalten, je nach der Staatsangehörigkeit. Das Beiwort „Edler", im österreichischen Adel sehr verbreitet, kommt nur in Oesterreich-Ungarn, in Ungarn ist der Titel nicht gebräuchlich. Außerdem bringt ein Orden Oesterreichs, der Militär-Maria-Theresia-Orden, der dem preußischen Kriegsorden Pour le mérite ähnlich ist, den Adel.

Bismarcken wünschen die neugeadelten Offiziere das Adelsprädikat „von" vor einen anderen, neu anzunehmenden Namen zu setzen, wie man solche in Oesterreich zahlreich findet, und wie er als besondere Ehrung auch bei den vor 100 Jahren in Preußen neuadelnden Mannschaften vorkommt: York von Wartenburg, Kleist von Nollendorf, Bücher von Wahlstatt, Bülow von Dennewitz usw. Bei dem neuerten Schwertadel Preußens, den ja auch in den Friedenszeiten Stabsoffiziere und Offiziere erhielten, kommen im allgemeinen diese Doppelnamen seinen vor, höchstens wenn ein etwa sonst im Mannesstamme erloschener Name oder der Geburtsname der Mutter weiter geführt werden soll, wie bei Schmidt von Steinwell, Aichenborn von Collin und anderen mehr.

Das Verhältniswort „von", das bei uns als das Kennzeichen des Adels gilt, wurde vom frühesten Adel nicht geführt. Der freie Edeling, der auf Schloß oder Burg saß, hieß einfach nach seiner Burg der Toggenburger, der Felienburger, der Attingbauer, woraus dann, mit dem Verhältniswort „von" gebraucht, die zweite Bezeichnung entstand: der „von Toggenburg", der „von Attingbausen", der „von Bodenstern", der „von der Affenburg". So erklärt sich die Einführung des Verhältnisworts „von", das vor allen Christnamen sinnreicher ist als vor ursprünglichen Personennamen. Handwerksbezeichnungen, wie von Hartmann, von Dietrich, von Müller, von Sattler.

In allen Ländern deutschen Lehnswesens entstand der Adel aus zwei Ursachen: Großgrundbesitz mit dem Namen des Besitzers oder berufsmäßige Waffenfähigkeit und Kriegsbereitschaft für den Lehnsherrn, die Ritter oder der Schwertadel. Es wurden auch die hohen Beamten aus dem Adel gewählt, denn zunächst hatten die großen Staatsämter auch militärischen Charakter. Später erst — vor wenig mehr als 150 bis 100 Jahren — fand man auch andere Berufe passend für den Adel, zuletzt kam der kaufmännische Beruf dazu, der in früheren Zeiten für „absolut unadelig" gegolten hatte, was übrigens der Künstlerberuf mit ihm teilte.

Wohl ging der allerälteste Schwertadel wahrscheinlich zunächst aus dem landgesessenen Burg- und Schloßadel hervor. Die Söhne der Burgherren traten in die Kriegsdienste der Landesherren, es kam aber auch oft vor, daß Knappen, das heißt dem Ritter oder Burgherrn oder dem Landesherrn dienende Jünglinge, die ursprünglich nicht adlig waren, zum Ritter geschlagen wurden, **wenn sie sich mutig und tapfer im Kampf bewiesen hatten. Von solchem echten Schwertadel erzählt noch manche schöne Schild- oder Wappensage.**

Daran ändert es nichts, daß vielfach gegen die Wappensagen gestritten wird und behauptet: daß Ereignis könne sich gar nicht in der erzählten Weise zugetragen haben, es handle sich vielmehr um Erdichtungen späterer Heraldiker. Denn was die Heraldiker auch erdichtet haben mögen, ein Wahrheitskern steckt immer auch in der allerältesten Wappensage, und was sich um ihn an Erdichtetem gruppierte, hat gewiß historisches Forscherinteresse, vermag aber den Ursprung der Waffenstat in den Wappensagen nicht zu verwischen.

So heißt es, daß der Vorfahr eines Helden von vor hundert Jahren, des Generalfeldmarschalls Blücher, sich durch Tapferkeit im Kampf seinen Namen und Adel errungen hat. Die Sage weiß zu erzählen:

Mit Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Löwen, der aus Niedersachsen nach Mecklenburg zog, die heidnischen Obotriten zu bekämpfen und dem Christentum zuzuführen, kam ein junger Kriegsmann ins Land, der große Tapferkeit bewiesen hatte. Da das Christentum schon hier und dort in Mecklenburg kleine Anfänge gezeigt hatte, die aber von den Heiden immer aufs neue unterdrückt worden waren, fand der junge Krieger eine Kapelle, die er ganz allein gegen die Uebermacht der Feinde verteidigte. Er schlug die Wenden in die Flucht und brachte in seinem über und über mit Blut besprizten Waffenkleide die auf seinen Schild gelegten Schlüssel zur Kapelle zum Herzog. Der gab ihm den Namen „Blendiger", was soviel bedeuten soll wie „Blutiger", und woraus im Laufe der Zeit der Name „Blücher" wurde. Gleichzeitig wurden ihm die Schlüssel als sein Wappenzeichen verliehen. — Vom Vorfahren eines anderen wohlbekannten deutschen Heerführers, des Generals von Zieten, gibt es folgende Sage: Bei Wildberg in der Grafschaft Ruppin lag in grauer Vorzeit ein festes Schloß, das dem Grafen Ruppin gehörte und gegen das, um es zu besitzen, eine feindliche Uebermacht anstürmte. An seiner Rettung verzweifelnd, wollte der Graf dem Feinde die Burg übergeben, hielt aber zunächst noch mit seinen Leuten, die sämtlich bewaffnet und zur Verteidigung herangezogen waren, einen Kriegsrat. Der Koch allein riet von der Uebergabe ab und erklärte, daß man den Feind durch einen kühnen überraschenden Ausfall doch noch zur Flucht und zum Abzug würde zwingen können. Der Graf, der seine Sache doch verloren gab, erteilte dem kühnen Mann seine Erlaubnis mit dem kurzen Wort: „Zieht hin." Der Ausfall glückte, die Feinde zogen ab, und als der Koch auf die Burg zurückkehrte, wurde er zum Ritter geschlagen, erhielt den Namen „Zieten" (Zieht hin) und zum Zeichen seines früheren Berufs einen Kesselhaken als Wappenzeichen. — Ein anderes Beispiel: Aus heißer Schlacht wurde ein Jüngling fortgeführt, der mit seinem Mantel seine Brust bedeckte. Der Herzog, der den Jüngling traf, fragte: „Was hast Du da?", worauf er antwortete: „Fünf Rosen — die will ich meiner Mutter bringen." Der Herzog zog den Mantel fort, der fünf blutende Wunden barg, schlug den Jüngling zum Ritter, nannte ihn von Rosen und gab ihm die Rosen als Wappenzeichen.

In dieser Art kann selbstverständlich in der Gegenwart ein Schwertadel nicht verliehen werden, immerhin sieht die Verfügung des Kaisers von Oesterreich als Namensquelle auch einen Fluß, einen Berg, eine Stadt an, in deren Nähe der zu adelnde Offizier gekämpft oder sich ausgezeichnet hat. Dagegen dürfte es schwierig sein, bedeutungsvolle Wappenzeichen zu finden, wie sie der Blücherschen Schlüssel, die roten Rosen, der Kesselhaken oder das gestreifte Wappenschild vieler Familien bedeuten, das einstand, als der Herzog mit seiner in Blut getauchten Hand fünf einfache Striche über sein Schild zog.

Das Eiserne Kreuz als Wappenzeichen für einen Offizier, der im Feldzug sich den Schwertadel errang, ist gewiß sinnreich; es findet sich u. a. im Wappen des am 16. Juni 1871 für Auszeichnung im Deutsch-Französischen Kriege geadelten Generalmajors von Gündell, ferner in dem des am gleichen Tage geadelten Generalleutnants von Haenisch; die Kornblume, von der man weiß, daß es Kaiser Wilhelms I. Lieblingsblume war, wurde Wappenzeichen des Oberstleutnants, späteren Generalleutnants von Fassong.

Der Schwertadel begreift natürlich sämtliche Heeresteile in sich, besteht sich auf das Heer der Fuß-, Pferde-, Eisenbahn-, Pionier-, Telegraphentruppen so gut wie auf Flieger-, Luftschiffertruppe und Marine. So wurde z. B. im Jahre 1878 der kaiserliche Vizeadmiral, Direktor der Admiralität, wie es damals hieß, Ludwig Friedrich Wilhelm Henk, der aus der Kaufahrteischiffahrt zur Kriegsmarine übergetreten und sich um die junge deutsche Marine große Verdienste erworben hatte, geadelt. Auch für ihn fand die Heraldik, die sich jetzt mit den Wappenzeichen befaßt, ein passendes Sinnbild. Das Wappenschild zeigt in blauem Felde einen goldenen Delphin. Als Kleinod — auf dem Wappen — erscheint ein schiffbekrönter Mann, der in der rechten Hand den Dreizack hält. Es knüpft sich freilich keine „Sage" mehr an dies Ereignis, vielmehr werden bei diesem neuen Schwertadel, der gleich dem neuen Adel überhaupt ein Briefadel ist, besonders Urkunden über dessen Erwerbung ausgestellt. Aber das Gold der Tapferkeit und Treue für Fürst und Vaterland umstrahlt beide: die alte Sage und die neue Urkunde des im blutigen Kampf und Streit errungenen Schwertadels.

Aus der Welt der Frau.

Lebensmotten sind die Pferde
am Wagen des Lebens!
Aber wir fahren nur gut,
wenn der Fahrmann
Bernunft die Zügel lenkt.
Webers Demokritos.

Liebe ist ein lieblich Bienchen,
Süßen Honig auf den Zweigen;
Doch wer ihren Honigstachel
Pickt auch ihren Stachel küßen.
Rückert.

Kriegsspeise.

Die Zuteilung eines Reisquantiteis bringt für alle Kreise den Anlaß, den weniger verwendeten Reis erhältnismäßig zweckmäßigst zu verwenden. zu diesem Zweck ist das folgende Rezeptbuch, welches manche Hausfrau zusätzlich zu empfehlen. Der Boden eines ziemlich hohen Topfes wird zunächst etwa 2—3 Zentimeter hoch mit geschnittenem Gemüsezwiebel (Wirsing, Kopf, Weißkraut usw.) bedeckt und gewürzt und soviel Wasser zugegossen, daß es über dem letzteren steht. Dann wird der vorher gewaschene und gesäuberte Reis mit etwas Kümmel, Zwiebel untermischt, zu etwa zwei Drittel Füllung in den Topf gebracht, zugedeckt und das Ganze bei mäßigem Feuer lange gar werden gedämpft. Angerichtet wird durch Umstürzen des Topfes in eine Schüssel, sodaß das Gemüse sich über den Reis ergießt. Das Ganze wird noch reichlich mit feingeriebenem Limburger Käse überstreut oder auch in Schichten unter den Reis gebracht.

Suppe von getrockneten Pilzen.

Eine reichliche Handvoll getrockneter Steinpilze wird gut gewaschen und über Nacht eingeweicht. Das Wasser wird Morgens abgegossen, die aufgeweichten Pilze werden in kleine Stücke geschnitten und mit frischem Wasser 1 bis 1½ Stunden gekocht. Sowie die Suppe kocht, tut man zwei frischgeriebene Wecken, in Wasser aufgeweicht, an dieselbe, legt eine mittelgroße ganze Zwiebel hinein, gibt Salz und etwas Pfeffer dazu. Zuletzt kommt grüne Peterselie und ein Bouillonwürfel hinein, auch ein wenig Fett.

Man achte darauf, daß die Suppe nicht anfetzt, weil das Mehl mitkocht: die Zwiebel wird vor dem Anrichten herausgenommen.

Diese Suppe ist besonders wohlschmeckend und sättigend.

Der deutsche Wald und seine Ernte in der Frischhaltung.

Luise Kaun-Karlsruhe hat mit Unterstützung des Badischen Landesvereins vom Roten Kreuz (Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe) ein kleines Schriftchen veröffentlicht, das lehrt, wie alle verfügbaren Nahrungsmittel im Haushalt verwendet werden müssen, besondere Beachtung verdient. Es kann nicht genug hingewiesen werden auf die reiche Ernte, die uns der Wald bietet, lauter Segen, gleich wichtig als Gemüse- wie als Heilmittel, geeignet ihn anzuwenden und in Gläser zu füllen. Von wirtschaftlicher Bedeutung und gute Einnahmequellen für Landgemeinden sind die reichen Erntemassen des Waldes: Pilze, Erdbeeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Waldmeister, Veilchen, Brombeeren, Himbeeren, Hofmunderbeeren, Berberitzen, Schlehen, Hagebutten, Mispeln, Eberesch, ferner auch Tannenspitzen, Eicheln, Kastanien, Kirschkipfel, Birkensaft, allerlei Kräuter und Blätter, — hier alles Dinge, die richtig verwendet, den Haushalt bereichern. Endlich noch das Wild des Waldes: Reehe, Hasen und Wildgeflügel. Von alledem gibt die Verfasserin die Art vielfacher Verwendung, Zubereitung und der Aufbewahrung, die sich mit einer Menge Rezepten und sonstigen Hinweisen, wie sie klarlikert wird, an. Die vorliegende Schrift soll zu entsprechenden Zeiten ergänzt werden durch Flugblätter, von denen zwei schon vorliegen: „Wichtige Winke für die Einsammlung (Verderben des Gesierinhalts und seine Ursachen, Springen der Gläser, warum gehen die Gläser auf, das Steigen der Früchte u. a.)" und Obtwerwertung bei der Hausbäckerei, wie man Rosinen, Sultaninen, Zitronat, Orangeat und Mandeln herstellen kann" und zwei andere Vorträge: „Sterilisierte Krankenkost für Spitäler, Familien, Eingeltrante, für Hausgebrauch und Selbstverpflegung auf Reisen" und „Winke für die Frischhaltung als Volksnahrung, mit Kostenberechnung des Gläserinhalts".

Die Eifelspitze.

Aus Trier wird uns geschrieben: Den Frauen und Mädchen in der Eifel und im Hochwald hat es lange Zeit an ausreichenden Erwerbsmöglichkeiten gefehlt, bis dort vor einigen Jahren die Spitzen- und Puppenindustrie einheimisch wurde. In manchem einsamen Dorf sog die Spitzenmacherin, um die Frauen und Mädchen in der Handarbeitszeit zu unterweisen, und der Verein zur Hebung der Eifel-Industrie gab hier große Mittel, um neuen Industriezweig einzuführen. Wenn allmählich ging die Eifelspitze an, sich ihr Plätzchen am Spitzenmarkt zu erobern, und die deutsche Frauenwelt erkannte, daß die Handarbeitsgabe der Eifelerinnen den Vergleich mit ausländischen Spitzen jedenfalls aushalten konnte. In England wurden die Spitzen aus der Eifel ganz besonders geschätzt, und allsbald wanderten große Posten hinüber. Die deutsche Kronprinzessin fand schnell Gefallen an der Eifelspitze und sah die Anstrengungen ihrer Kinder mit den hübschen und zarten Erzeugnissen der Eifeler Frauenhände verzieren. Der Krieg hat dem aufkeimenden Ruf der Eifeler Spitze augenscheinlich verwischt, und die Spitzenindustrie ist in der Tat vorläufig eingestellt. Dafür haben die Vereinsleiter den Ruf der Eifel und im Hochwald neue Einnahmequellen geöffnet. Sie lassen sie gut bezahlte Kriegsstrickarbeiten anfertigen, in der Korbflechterei und in allen möglichen Leder- und Holzwarenarbeiten unterweisen. An den letzten beteiligen sich auch die zurückgebliebenen Männer, die sich noch ganz besonders mit hübschen Schnitzereien an Chor- und Beichtstühlen für Kirchen beschäftigen. Ueber 1500 Personen beschäftigt der Verein in der Kriegszeit in den Eifel- und Hochwaldsdörfern. Sicherlich wird mit der Rückkehr des Friedens die Eifelspitze einen neuen Aufschwung erleben, und die Klöppelchäger in den kleinen Gruben der Eifeldörfer werden aus ihrer Kriegsruhe wieder hervorgeholt und aufs neue von flinken Fingern emsig bedient werden.

Ueber die Schaffung einer deutschen Mode

sagte Handelsminister Sydow im Abgeordnetenhause anläßlich einer Anregung von verschiedenen Seiten: Die wirtschaftliche und auch die ideelle Bedeutung dieses Problems ist mir nicht zweifelhaft. Die Anregung kann auf dessen günstige Gestaltung und Lösung auf zwei Wegen einwirken. Einmal auf dem Wege der Tätigkeit der Kunstgewerbeschulen. In dieser Hinsicht soll zunächst in Magdeburg ein Versuch gemacht werden, der Kunstgewerbeschule eine Abteilung für Modekunst anzugliedern, in welcher weibliche Personen im Studium von Damenkleidern ausgebildet werden. Der andere Weg, auf dem noch eingewirkt werden kann, ist die Tätigkeit der Textilfachschulen, die für die geschmackvolle Gestaltung der Kleiderstoffe und der Besatzstoffe einiges tun können. Immerhin wird der Hauptarbeit von der Industrie, von den Bekleidungskünstlern, von den Künstlern und nicht zum wenigsten von dem Publikum geleistet werden müssen. Wenn sich nicht unsere Männerwelt davon frei macht, das, was jenseits des Kanals für schön befunden wird, unbesehen zu übernehmen, und wenn unsere Frauenwelt sich nicht in gleicher Weise von dem Einflusse unserer westlichen Nachbarn freimacht, so werden alle staatlichen und gewerblichen Bestrebungen umsonst sein. Ich wünsche also, daß die Bestrebungen des Gewerbes gerade auf diesem Felde eine kräftige Unterstützung durch das Publikum finden.

Der „Gelbstern" im Harem.

Von Paul Schweder.

Mitten im Weltkrieg geht der „Gelbstern" vom Berliner Hausvogteiplatz ihm auf Eroberungen aus. Der Berliner Hausvogteiplatz, das ist das großartige Konfektionsviertel der Reichshauptstadt, das dessen Werkstätten die Wiedergeschichte nicht nur des ganzen deutschen Reiches, sondern auch die von England und Amerika ihre Damenmäntel- und Kleider beziehen, das ist eine jener wunderbaren deutschen Großindustrien, um die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191603192/fragment/page=0002